

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (Joh 14,6)

Gerade bei solchen Schrifttexten, die die meisten Christen im Ohr haben, ist die Versuchung groß, gleich zu sagen: ja, kenn ich schon! Wenn wir das aber unterlassen und uns wieder ganz neu für den Text öffnen, als hätten wir ihn noch nie gehört, dann kann etwas Faszinierendes geschehen:

Die Texte der Heiligen Schrift können ein neues Licht auf unser Leben werfen – und unser Leben auch auf die Texte der Heiligen Schrift. So bleibt das Zwiegespräch zwischen Leben und Schrifttext ein Leben lang lebendig, es entstehen immer wieder neue, hilfreiche Fragen und Einsichten. So geht es mir mit diesem Satz aus dem Evangelium des 5. Sonntags der Osterzeit am 9. Mai 2020.

Wie lebe ich, wie leben wir derzeit?

Die vergangenen Wochen haben uns unermüdlich vor immer neue Fragen und Situationen gestellt – das Coronavirus macht es möglich. Langeweile kommt bisher nicht auf, eher die Sehnsucht, es möge doch bitte wieder alles normal werden.

Normal – also so, wie wir es gewohnt sind. Einfach nur in ein Geschäft gehen und etwas besorgen – geschlossen. Einfach mal mit Freunden einen Ausflug machen und einkehren – geht nicht. Einfach mal jemanden anlächeln – schwierig, weil das unter meiner Gesichtsmaske nicht zu sehen ist.

Ja, wir sind derzeit aus vielen Gewohnheiten mehr als unsanft herausgerissen worden, auch aus unseren kirchlichen und geistlichen Gewohnheiten, um nicht zu sagen aus unseren geistlichen Komfortzonen.

„Das geht jetzt nicht mehr...“

Als Klinikseelsorgerin bin ich es gewohnt, Menschen einfach besuchen zu können und mit denen, die das wollen, ins Gespräch zu kommen. Dabei leitet mich die Frage Jesu: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Einfach hingehen - das geht jetzt nicht mehr.

Als Klinikseelsorgerin bin ich es gewohnt, auf Station Angehörige anzutreffen und auch mit ihnen ins Gespräch zu kommen – das geht jetzt nicht mehr, weil die Angehörigen nicht kommen dürfen. Und ich darf nur noch ausnahmsweise auf Station gehen, mit zugeknöpftem Arztkittel und Mundschutz.

Als Klinikseelsorgerin bin ich es gewohnt, dass in der Kapelle der Klinik Gottesdienste gefeiert werden – auch das geht jetzt nicht mehr. Auch nicht nach dem 4. Mai, weil die Kapelle zu klein ist, um die nötigen Abstände einhalten zu können.

Viele Selbstverständlichkeiten und Routinen sind mir abhandengekommen – wie allen anderen Menschen auch, beruflich und privat.

Vor einigen Tagen habe ich mit einer Patientin telefoniert. Ein ungewöhnlicher Weg für ein seelsorgliches Gespräch, aber da ich die mit dem Virus infizierte Frau nicht besuchen darf – es besteht für sie erfreulicherweise keine Lebensgefahr -, ist dieser Weg der einzig mögliche.

Sie vermisst sehr die wöchentliche gemeinsame Anbetung in einer nahen Wallfahrtskirche und die anschließende Eucharistiefeier. Ich frage behutsam nach, ob es denn eine Möglichkeit sei, dass sich die daran Teilnehmenden für genau diese Zeit verabreden, um zwar alleine für sich, aber dennoch zur selben Zeit gemeinsam zu beten. „Nein, nein, sowas machen wir nicht“, sagt die Frau. Täusche ich mich oder ist da wirklich so ein Hauch von Entrüstung im Tonfall? War mein Vorschlag so abwegig? Ist das gemeinsame Tun also doch nicht so wichtig wie es derzeit immer betont wird? Ist Gemeinsamkeit an die körperliche Anwesenheit gebunden? Oder ist nicht die Gemeinsamkeit das Fehlende, sondern das Knien vor dem ausgesetzten Allerheiligsten?

Wer in der Karwoche in den Medien verfolgt hat, wie sich Kirche dort präsentierte, konnte in dem großen Lamento fast ertrinken, wie unglaublich bedauerlich es sei, dass keine Gottesdienste an Ostern gefeiert werden könnten. Livestreams allerorten, manche gut gemacht, manche aber auch am Rande der Peinlichkeit oder bereits jenseits davon. Kirche – das sind Gottesdienste. So der geballte Eindruck in der Öffentlichkeit. Und wenn es keine Gottesdienste gibt, gibt es auch Kirche nicht – eine logische Schlussfolgerung. In manch einer Lokalzeitung wurden Interviews mit Priestern veröffentlicht und der unangenehme Nachgeschmack der Lektüre war: Was bleibt Priestern denn noch zu tun, wenn sie keine Gottesdienste halten können und die Spendung von Sakramenten stark eingeschränkt ist?

So mancher gab sich alle Mühe, der eigenen Rolle wenigstens noch ein wenig treu zu bleiben: Nach Ostern waren in den Medien Bilder zu sehen, etwa wie ein Pfarrer die österliche Speisenweihe vornahm, indem die Menschen in einem Autokorso an ihm vorbeidefiliierten und er die Speisen, die die Menschen in den Autos dabei hatten, segnete. Für manche eine kreative Idee, für manch andere Anlass zur Verwunderung: Dürfen wir denn nicht alle Speisen segnen? In der Erzdiözese München und Freising wurde eine Vorlage für einen Hausgottesdienst an Ostern veröffentlicht, mit Segnung der Speisen.

Da stellen sich unbequeme Fragen...

Das Leben konfrontiert uns in diesen Zeiten aufdringlicher als sonst mit Fragen, die Vertrautes, Selbstverständliches in Frage stellen, in die Brüche gehen lassen – nicht, um es zu zerstören um der Zerstörung willen. Es entsteht ein Bruch, ja – und womöglich kann genau in diesem oder durch diesen Bruch neues Leben für uns entstehen.

Schon die hl. Mechthild von Magdeburg hat im 13. Jahrhundert erkannt, dass Gott in den Brüchen des Lebens zur Sprache kommt. Diese Erfahrung konnten also schon Menschen weit vor unserer Zeit machen.

Fassen wir also Mut, uns fragen zu lassen:

Ist das Priesterbild, das uns geläufig ist, einseitig?

Und als Kehrseite dessen: machen wir Getaufte uns unnötig klein und abhängig?

Ist Kirche nicht doch viel mehr als Gottesdienste feiern?

Geht Beten nur unter bestimmten Voraussetzungen (siehe oben)?

Wenn wir den Auferstandenen am Brechen(!) des Brotes erkennen können, ist damit allein die Eucharistie gemeint oder erkennen wir Ihn auch da, wo Leben gebrochen wird?

Schau hin...

Vor ziemlich genau einem Jahr gingen die schockierenden Bilder vom Brand in Notre Dame in Paris um die Welt. Eines davon hat mich besonders beeindruckt: es zeigt den Blick nach vorne in den Altarraum, der übersät ist von Trümmern und verkohlten Holzbalken. Der Hochaltar ist komplett zerstört.



Quelle: Christophe Petit Tesson/EPA POOL/dpa

Damals habe ich mir dieses Bild aus der Zeitung ausgeschnitten und aufgehoben. Ich hatte das tiefe Gefühl, es sei wichtig, ich konnte nur nicht genau sagen warum.

Vor einigen Wochen habe ich es wieder betrachtet und ihm einen festen Ort an meinem Gebetsplatz gegeben. Mir wurde klar: Was hier auf dem Bild zu sehen ist, gibt anschaulich wieder, wie es derzeit in der Kirche aussieht. Der Altarbereich, der Ort, um den wir uns üblicherweise zum Gottesdienst versammeln – er ist zerstört, nicht benutzbar.

Auch wenn seit kurzem wieder Gottesdienste gefeiert werden dürfen, unter strengen Auflagen, um die Gesundheit der Feiernden nicht zu gefährden, ist das längst nicht dasselbe wie vorher.

Was dieses Bild deutlich machen kann: Wir können auf die Trümmer starren und beklagen, dass der Hochaltar zerstört ist, und uns einen möglichst schnellen Wiederaufbau wünschen – oder wir können den Blick heben und auf die Pietà schauen und darüber auf das Kreuz.

Nicht hängen bleiben an dem, was nicht mehr ist, und sich möglichst schnell den alten Zustand wieder herbeiwünschen, sondern:

Innehalten, den eigenen Verlust und den damit verbundenen Schmerz sorgsam wahrnehmen und aushalten. Mich ehrlich fragen, ob ich „nur“ eine Gewohnheit vermisse oder ob es doch um mehr geht und was genau es ist, das ich vermisse.

Den Blick auf die Pietà, auf Maria und ihren Schmerz, auf Jesus richten – auf sein Leben, sein Leiden, sein Sterben.

Die Verluste, den Schmerz, die Not anderer in den Blick nehmen. **Gebrochenes Leben in den Blick nehmen.**

Den Blick auf die Leidenden richten, auf diejenigen, die von den Kontaktbeschränkungen massiv betroffen sind: Kinder und Jugendliche, alte Menschen, ganze Berufssparten und viele andere mehr.

Den Blick auf die Leidenden richten, die schwer am Virus erkranken – zuhause, in Alten- und Pflegeheimen und in den Krankenhäusern.

Den Blick auf die Leidenden richten – auf diejenigen, die die Kranken versorgen, in Krankenhäusern, Pflegeheimen, ambulant zuhause, professionell oder in der Familie. Sie tun ihren Dienst in diesen Wochen oft unter schwierigsten Bedingungen und jenseits des Erträglichen – und tun ihn doch. Gerade auch zuhause.

Als Klinikseelsorgerin spreche ich viel mehr als früher mit Pflegekräften und Ärzten, die ich nur noch am Kiosk treffe, wo wir uns gerade ein Mittagessen holen. Viele von ihnen leiden darunter, dass sie Menschen nicht retten konnten – dass sie auf bestimmten Stationen den ganzen Tag mit aufwändiger Schutzkleidung arbeiten müssen – dass sie Angst haben, Angehörige daheim anzustecken – dass Nachbarn neuerdings einen großen Bogen um sie machen aus Angst vor Ansteckung – dass Angehörige zuhause jetzt auch ihre Unterstützung brauchen, sie aber arbeiten gehen müssen...

Zusammen mit zwei Psychologinnen suche ich nach neuen Möglichkeiten, Kontakt mit Patienten und ihren Angehörigen aufzunehmen und Gespräche anzubieten, in denen wir nach Wegen suchen, Belastungen wenigstens punktuell zu reduzieren. Das bieten wir auch allen MitarbeiterInnen an.

Und manchmal leuchtet in den Gesprächen und ungeplanten Begegnungen, im gemeinsamen Suchen mit den Kolleginnen nach neuen Wegen, unsere Unterstützung anzubieten, die Erfahrung neuen Lebens auf. Ja, vielleicht österlichen Lebens... - mitten in dem, was unterbrochen wurde.

Die Begegnung mit dem Auferstandenen ereignet sich nicht nur in der Feier der Eucharistie, nicht nur im Rahmen von Gottesdiensten, nicht nur beim Empfang eines Sakramentes. Wer Christusbegegnung darauf begrenzt, schaut nur auf die verkohlten Balken, aber nicht auf das leuchtende Kreuz jenseits davon. Und der Weg dorthin führt über die Pietà.

Die Begegnung mit dem Auferstandenen ereignet sich jetzt, in diesen Zeiten, immer noch im Brechen des Brotes - in der Begegnung mit allen, deren Leben gebrochen und zerbrochen ist. In der Begegnung mit den heute Leidenden, Bedrückten, Belasteten, Eingesperrten.

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (Joh 14,6)

Wer zum Vater kommen, wer den Vater sehen will, kommt an Jesus, an der Wahrheit seines Lebens, an der Weise, wie und wofür er gelebt hat, nicht vorbei. An seiner Zuwendung zu den Menschen, die das Leben gerade leidvoll erfahren, die vor den Trümmern ihrer Existenz stehen und auf Zuwendung, eine Geste, ein Wort der Hoffnung warten. Wenn wir uns auf diesen Weg wagen, dürfen wir sicher sein, dass wir in der Spur Jesu unterwegs sind.

Ein Zwiegespräch zwischen Leben und Schrifttext, in Auszügen. Dieses Schriftwort hat für mich ganz neue Konturen gewonnen und mir einen Horizont eröffnet.

Und wie ist das bei Euch, bei Ihnen?

Elfriede Munk